

**Georg Elser und Karl Kuch, zwei
Königsbronner. Erwägungen zum
Hintergrund des Münchener Attentats**

Gottfried Odenwald

Heimat- und Altertumsverein
Heidenheim an der Brenz e.V.

Jahrbuch

1995/96

Jahrbuch 1995/96
des Heimat- und Altertumsvereins Heidenheim an der Brenz e.V.
Auszug

**Georg Elser und Karl Kuch, zwei Königsbronner. Erwägungen
zum Hintergrund des Münchener Attentats**

Gottfried Odenwald

Herausgegeben vom Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz e.V.
Bearbeitet von Helmut Weimert

© Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz e.V., 1996, eBook-Version 2026

Jeder Aufsatz aus dem Jahrbuch wurde als eBook und PDF aufgearbeitet. Es wurde die Rechtschreibung dieser Zeit belassen. Die Aufsätze sind auf unserer Homepage

<https://hav-heidenheim.de>

zum kostenlosen Download bereitgestellt.

Die neuen Jahrbücher in Buchform werden nur noch in einer kleinen Auflage gedruckt. Die älteren Jahrbücher sind nur noch in wenigen Exemplaren verfügbar. Bei Bedarf bitte beim Vorstand anfragen.

Aus Mangel an Verfügbarkeit der Originalfotografien mussten wir die Bilder aus dem Buch übernehmen, was leider Qualitätsverluste verursacht hat. Sollten wir in irgend einer Weise Zugriff auf die Originalbilder erhalten, werden wir sie ersetzen.

Inhaltsverzeichnis 1995/1996

	Vorträge, gehalten beim 7. Heidenheimer Archäologie-Colloquium am 13. November 1995:
Gerhard Fingerlin	Neues zur Archäologie der Alamannen
Matthias Knaut	Ostwürttemberg im frühen Mittelalter
Stefan F. Pfahl und Martin G. Schinker	Ein gläserner Fischbecher aus Langenau-Göttingen
Gabriele Seitz	Abschied von Sontheim. Rückblick auf die archäologischen Untersuchungen in Sontheim/Brenz – „Braike“
Martin Kreder	Schnaitheimer Pfarrer bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts
Rudi Bahlinger und Martin Kreder	Älteste Schnaitheimer und Aufhausener Familiennamen vor 1600
Michael Friedow	Der Familienname Burr
Peter Michael Sträßner	Sieben Schlüssel zum Wasserschloß von Aufhausen
Ursula Angelmaier	Neues zur Eglinger Pfarrkirche
Bernhard Häck	Eine Felsbildgalerie in Königsbronn, Kreis Heidenheim/Brenz
Günther Paas	Die Turngemeinde Heidenheim, gegr. 1846, in den Revolutionsjahren 1848/49
Alexander Usler	Geschichte der neuen Schranne in Giengen
Karl Müller	Die vermutlich ältesten Aufnahmen von Schnaitheim und deren Informationswert
Markus Baudisch	100 Jahre allgemeine Berufsbildung für Frauen im Landkreis Heidenheim
Veit Ginzler	Mit Präpositionen und Adverbien reisen. Ein kleiner heimatkundlicher Ausflug.
Gottfried Odenwald	Georg Elser und Karl Kuch, zwei Königsbronner. Erwägungen zum Hintergrund des Münchener Attentats.
Gerhard Schweier	Heidenheim unter amerikanischer Militärregierung
Martin Hornung	Die Eingemeindung von Oggenhausen vor 25 Jahren
Norbert Pfisterer	Die Lokalzeitung in der Medienlandschaft - Der Leser und das Blatt haben sich gewandelt
Wolfgang Heinecker	Heidenheims neue Mitte - 15 Jahre planen und bauen auf dem Neff-Areal
Helmut Weimert	Neugestaltung des Museums Schloß Hellenstein, Heidenheim
Wolfgang Hellwig	Der Heimat- und Altertumsverein Heidenheim in den Jahren 1995/96
	Autorenverzeichnis

Georg Elser und Karl Kuch, zwei Königsbronner. Erwägungen zum Hintergrund des Münchener Attentats

Gottfried Odenwald

I.

Wer sich mit Johann Georg Elser, dem Attentäter des Münchener Bürgerbräukeller-Anschlags vom 8. November 1939, beschäftigen will, kommt um die Frage „Wer war Karl Kuch?“ nicht herum.

Zum ersten Mal taucht der Name Karl Kuch in dem erhalten gebliebenen Protokoll über die Vernehmung Elsers im Reichssicherheitshauptamt der SS/Gestapo in Berlin auf, wo es nur noch um die Frage ging: Einzeltäter oder Komplizen bzw. Hintermänner? Das Verhör wurde in der Zeit von Sonntag, dem 19. bis Donnerstag, dem 23. November 1939 von drei hochrangigen Berliner Kriminalkommissaren (Kappler, Schmidt und Seibold) durchgeführt, nachdem Elser bereits in der Nacht vom 13. auf 14. November im Beisein von Reichskriminaldirektor Nebe und Kriminalrat Huber „ein volles Geständnis über seine Täterschaft“ abgelegt hatte.

Für die „Hintermänner“-Frage - nach der offiziellen Lesart, es gibt aber auch noch eine andere (siehe Abschnitt IX) - interessierte sich vor allem Himmler, der sich Hitler gegenüber dafür mitschuldig fühlte, daß sein - sonst so bewährter Sicherheitsapparat den Anschlag nicht hatte verhindern können; er wollte dem „Führer“ zu seiner eigenen Entlastung melden können, daß er ein umfangreiches Verschwörernetz aufgedeckt habe, um nicht offenkundig werden zu lassen, daß es einem einzelnen möglich gewesen war, ganz allein für sich, ohne jede Hilfe von außen, das Attentat zu planen und auszuführen.

Für Hitler dagegen soll die „Hintermänner“-Frage gar keine so große Rolle gespielt haben. Die „Vorsehung“ hatte ihn bewahrt. Und die Vorsehung hielt auch weiterhin zu ihm und seinen siegreich aus dem „Polenfeldzug“ zurückgekehrten Armeen, um allerdings später ihn und diese um so tiefer fallen zu lassen.¹

Hitler hatte inzwischen anderes im Kopf. Nach dem brutalen Überfall auf Polen im September 1939 sollten nun Mitte November die Franzosen an die Reihe kommen, was die hohe Generalität ihrem obersten Kriegsherrn mit Mühe und Not gerade noch rechtzeitig ausreden konnte, weil in der Kriegsgeschichte bis dahin um diese Jahreszeit noch nie ohne zwingenden Grund ein Feldzug begonnen worden war.

Eine aufschlußreiche Quelle zur „Hintermänner“-Frage bietet die Niederschrift über eine Befragung des damaligen Kriminalkommissars im Reichssicherheitshauptamt und späteren Kriminaldirektors a. D. Kurt Geissler am 29. November 1960, der den Auftrag gehabt hatte, die Täterschaft zu ergründen, während dem Reichskriminaldirektor Nebe die Klärung des objektiven Tatbestands übertragen worden war.²

Himmler dagegen kam, wie Schon erwähnt, einfach nicht von dem 8. November 1939, diesem schwarzen Mittwoch, los. Der Stachel saß ihm zutief im Fleisch. Diesen Stachel aber sollten ihn die bereits genannten Leuchten der Kriminalistik ziehen. Und sie begannen mit ihrer Operation, die sich über fünf Tage hinziehen sollte, am 19. November, einem Sonntag, in der Frühe. Zehn bis fünfzehn Stunden täglich arbeiteten sie mit Verbissenheit an der ihnen aufgegebenen „Hintermänner“-Aufgabe, ohne jedoch auch nur einen Schritt weiterzukommen. Jetzt neigte sich bald auch der fünfte Tag seinem Ende zu. Alle waren erschöpft; vorab die Hauptperson, der schon stark strapazierte Elser, der sich aber trotzdem noch wacker hielt, wie das Vernehmungsprotokoll erkennen läßt; doch ohne Zweifel waren auch die Kripoleute am Rande der Erschöpfung, aber zu ihrem Glück auch am unteren Rande der Liste ihrer Vernehmungsfragen angelangt. Nur wenig war noch zu erfragen, nachdem für die Tataufklärung so marginale Fragen wie Elsers uneheliche Geburt, sein Sexualleben und seine Mitgliedschaft in einem Zitherclub und noch andere Unwichtigkeiten, die zu erfragen zum kriminalistischen Handwerk gehörte, bereits abgehakt waren. Eines der letzten Stichwörter hieß „Kuch“. Im stillen mag einer der drei Weisen aus Berlin bei sich gedacht haben: „Wer in aller Welt interessiert sich bloß für diesen Kuch, von dem ich noch nie etwas gehört habe? Der wird uns auch nicht weiterhelfen ...“.

Nach dieser kurzen Gedankenabschweifung wieder zurück zur Sache. Aber die Herren waren wohl schon gar nicht mehr so richtig bei der Sache und fragten Elser mehr pflichtgemäß als interessiert, ob er einen „gewissen Kuch“ kenne. Da muß Elser aber ganz schnell glockenhellwach geworden sein - ohne jedoch seine Überraschung nach außen hin bemerkbar werden zu lassen. Und nach einer Schrecksekunde antwortete er, in einem gut gelungenen Brustton der Überzeugung, der selbst in dem Vernehmungsprotokoll noch zum Ausdruck kommt, zur Überraschung der Frager, die jetzt auch wieder etwas aufmerksamer und interessierter geworden sein werden und wohl eine Verneinung dieser Frage erwartet hatten: Ja, einen gewissen Kuch habe er dem Namen nach schon gekannt. Aber, der sei bereits tot. An seinen mysteriösen Verkehrsunfall zwischen Oberkochen und Königsbronn, ein halbes Jahr zuvor, könne er sich noch gut erinnern, bei dem Kuch zusammen mit seiner Ehefrau

umgekommen sei. Aber „ich glaube nicht, daß ich ihn jemals gesehen hatte. Gesprochen hatte ich jedenfalls nie mit ihm“.³

Da atmeten die Berliner Kriminalisten sicherlich erleichtert auf, da ein Toter ja schließlich kein „Hintermann“ des vor knapp zwei Wochen gescheiterten Attentats gewesen sein konnte, und sahen sich alsobald in der Lage, die Vernehmung als „geschlossen“ zu beurkunden. Das Protokoll füllte insgesamt 203 Schreibmaschinenseiten.

Himmler aber war mit dem Vernehmungsergebnis anscheinend gar nicht zufrieden, denn er hat auf dem rot eingebundenen Bericht mit grünem Stift den Randvermerk hinterlassen: „Welcher Idiot hat den Bericht gemacht?“

II.

Zunächst bedarf es jetzt einer Rückblendung um ein knappes halbes Jahr, zu jenem für Karl Kuch verhängnisvollen 3. Juni 1939, dem Samstag nach Pfingsten. Kuch hatte am Vorabend seine schwäbischen Freunde zu einer Abschiedsfeier in das Reichsbahnhotel in Aalen oder, nach einer anderen Überlieferung, in ein Lokal in Oberkochen eingeladen, weil er am nächsten Morgen, gleich im Anschluß an das Zusammensein, in aller Frühe das Kocher- und Brenztal verlassen und in die Schweiz zurückkehren wollte, wo er in Zürich schon seit Jahren seinen Wohnsitz hatte.⁴ In der Schweiz gedachte Kuch die weitere politische Entwicklung in Mitteleuropa abzuwarten, die auf einen neuen Krieg zuzusteuern schien, der dann drei Monate später an der deutsch-polnischen Grenze auch ausbrach.

Als das Kuchsche Abschiedsfest noch in vollem Gang war, es war schon in den frühen Morgenstunden, da soll der Überbringer einer schriftlichen Nachricht angeblich der Oberkellner des Hauses namens Kettener, der später im Zusammenhang mit Kuch ausdrücklich namentlich genannt wurde, mitten in das muntere Treiben hineingeplatzt sein, worauf Karl Kuch mit seiner Frau Berta, einer gebürtigen Schweizerin, ohne sich groß zu verabschieden, fast fluchtartig den festlich gestimmten Saal verlassen und per Auto das Weite gesucht habe, während seine Gäste verstört zurückgeblieben seien.

Eine halbe Stunde später war das Unglück geschehen, auf der Chaussee zwischen Oberkochen und Königsbronn, etwa 300 Meter südlich des damals noch schienengleichen Bahnübergangs – jener mysteriöse Verkehrsunfall, an den sich Elser bei dem Berliner Verhör so prompt und geflissentlich erinnerte, daß man den Eindruck gewinnen kann, hier müsse ein heißes Eisen angefaßt worden sein.

Zeuge des Unfalls war der Schrankenwärter Haßler, der wegen eines in Kürze passierenden Frühzugs schon auf seinem Posten neben der Bahnschranke stand. Er sah, wie Kuch in seinem Auto mit hoher Geschwindigkeit aus Richtung Oberkochen auf den Bahnübergang zukam, holterdiepolter über die Schienen fuhr und in Richtung Königsbronn entwand. Aber plötzlich kam Kuch zurück und raste ohne Halt mit seinem Auto gen Oberkochen weiter. Frau Kuch saß im Wagen neben ihrem Mann. Verwundert blickte Haßler dem Auto nach. Aber seine Verwunderung wurde noch größer, als Kuch kurze Zeit danach zum zweiten Mal aus Oberkochen kommend auftauchte und wieder in Richtung Königsbronn verschwand. Jetzt aber vergaß Haßler beinahe den Frühzug und startete hinter Kuch her, und da bemerkte er, daß Kuch sein Auto am „Pulverturm“, also kurz vor Königsbronn, abermals wendete und ein zweites Mal von Königsbronn her auf ihn zukam, und da wußte er wohl nicht mehr, ob er an Karl Kuchs oder an seinem eigenen Verstand zweifeln sollte. Jedenfalls behauptete der Schrankenwärter später, so wie er sich erinnere, habe Kuch dieses Manöver insgesamt mindestens dreimal von Oberkochen und zweimal von Königsbronn her ausgeführt, bevor das Unglück geschah, dessen Zeuge er wurde. Mit einem dumpfen Knall sei Kuchs Auto direkt gegen einen Chausseebaum geprallt. – Der Schrankenwärter wollte schon an die Unglücksstelle eilen, da fiel ihm gerade noch ein, daß der Frühzug jeden Augenblick heranbrausen könne und seine Schranke dann nicht geschlossen wäre, und er entschied sich für seine Dienstvorschrift, um nicht ein zweites Unglück, dieses unmittelbar am Bahnübergang, heraufzubeschwören.

Inzwischen waren schon zwei andere Unfallhelfer im Laufschrift auf dem Weg zu der Unfallstelle, der Seegartenhof-Pächter Müller, der zu dieser Stunde bereits auf dem Feld arbeitete, und der Lastkraftwagenfahrer Kaspar Hitzler vom Vollmerschen Steinbruch in Königsbronn, der ebenfalls schon unterwegs war. Beide kamen fast gleichzeitig an und fanden Frau Kuch tot im Auto eingeklemmt. Auch Karl Kuch schien tot zu sein. Aber plötzlich bewegte er seine Lippen und fragte mit letzter Kraft und angsterfüllt: „Ist die Gestapo schon da?“ Kurz danach verschied auch er. Als nach einiger Zeit der benachrichtigte Gendarmeriebeamte eintraf, fand er die Eheleute Kuch neben dem zertrümmerten Auto liegen, wo die inzwischen wieder an ihre Arbeit zurückgekehrten Unfallzeugen die beiden Toten hingebettet hatten, und der Gendarm nahm an, daß beide Kuchs gleichzeitig ums Leben gekommen waren. In diesem Sinne faßte er seine Unfallmeldung ab und leitete sie an die Staatsanwaltschaft Ellwangen weiter. Zugleich wurde auch das Standesamt in Königsbronn benachrichtigt, und der Standesbeamte trug die beiden Todesfälle unverzüglich ins Sterberegister ein. Der Staatsanwalt jedoch wollte den Hergang ganz genau wissen und lud die Unfallzeugen vor. Dadurch erfuhr er einen etwas anderen Sachverhalt und veranlaßte die Eintragung eines „Randvermerks“ im Königsbronner Sterberegister mit der

richtigen Todeszeit für „Ehefrau Berta Kuch“ mit „7.00 Uhr“ und mit „7.30 Uhr“ für den „Witwer Karl Kuch“. Mit dieser Fassung der Zeitangaben ging dann die Nachricht an die Presse und erschien am Montag, dem 5. Juni im „Grenzboten“, wo sie aber für neue Turbulenzen sorgte.

Während nach dem Gendarmeriebericht der letzte Satz Karl Kuchs für den Verfasser wie für den Leser im Zeitablauf der Freignisse nicht unterzubringen gewesen wäre, wenn beide Kuchs zur selben Zeit gestorben wären, hatte dieser kurze Satz durch den Randvermerk seinen richtigen Platz und zugleich auch seine volle Glaubwürdigkeit erlangt. Im „Grenzboten“ war jedoch zu lesen, daß Karl Kuch, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, eine halbe Stunde nach seiner Frau gestorben sei, womit die Kuchsche Frage erneut in Frage gestellt war, da ein Bewußtloser diesen so entscheidend wichtigen Satz, auch wenn er noch so kurz war, schwerlich gesprochen haben kann. So bleibt die ganze Verantwortung an den beiden Unfallhelfern hängen, da nicht mehr festzustellen ist, ob die staatsanwaltlichen Ermittlungen auch die Kuchsche Frage nach der Gestapo festgehalten haben, nachdem die Aufbewahrungsfrist der Unfallakten bereits abgelaufen ist und die Akten inzwischen ordnungsgemäß vernichtet worden sind. Außerdem hätte der Staatsanwalt den Kuchschen Satz wegen des Wortes „Gestapo“ sicherlich klugerweise mit Stillschweigen übergangen.

III.

Auf den zitierten Kuchschen Satz kommt es aber meines Erachtens in der Unfallgeschichte ganz entscheidend an, damit das Verhalten Kuchs auf der Chaussee zwischen Oberkochen und Königsbronn richtig gedeutet werden kann. Dieser Satz konnte doch nur bedeuten, daß hinter Karl Kuch die Gestapo her war – oder allenfalls noch, daß Kuch das Opfer eines Verfolgungswahns geworden war, von dem jedoch vorher wohl nichts zu bemerken gewesen war. Zugegeben, keiner der drei Zeugen hatte das Auto der Gestapo gesehen. Das konnte daran liegen, daß es sich um einen bescheidenen Dienstwagen handelte, der nicht weiter auffiel, zumal die Dienstfahrzeuge der Polizei damals noch nicht mit Blaulicht und Sirene ausgestattet waren. Außerdem war die Aufmerksamkeit der drei Zeugen wohl ganz auf das Kuchsche Auto gerichtet, das ihnen bekannt gewesen sein dürfte, und ein irgendwie gearteter Zusammenhang zwischen den beiden Autos war auch sonst nicht zu erkennen gewesen. Schließlich dürfte auch die Gestapo nach ihrem Eintreffen an der Unfallstelle den Unfallhelfern kaum zu verstehen gegeben haben, daß sie jetzt ebenfalls zur Stelle sei. Sondern die Herren von der Gestapo werden sich still und leise aus dem Staub gemacht haben. Auch von diesen Überlegungen her wird die Glaubwürdigkeit des Kuchschen Satzes durchaus überzeugend gestützt.

Im Blick auf die Kuchsche Frage wurde von einem Königsbronner die Vermutung geäußert, Kuch habe wegen der ihn verfolgenden Gestapo Selbstmord begangen (auch noch zusammen mit seiner Frau!), um der Verhaftung zu entgehen, und das Hin- und Herrasen auf der Chaussee zwischen Oberkochen und Königsbronn habe nur dem Zweck gedient, den dafür geeignetsten Baum „ausfindig“ zu machen. Diese Deutung halte ich für mehr als unwahrscheinlich; sie ist freilich für unsere Sicht der Vorgänge ohne jede Bedeutung. Sehr viel wahrscheinlicher ist es, daß Kuch mit diesem Manöver das Ziel verfolgt hat, durch plötzliche Kehrtwendungen an geeigneten Stellen den Verfolger an sich vorüberschießen zu lassen und ihn auf diese Weise abzuschütteln – ein Versuch, der dann auf tragische Weise ein Ende fand, wobei vielleicht auch die nächtliche Übermüdung und der Alkoholkonsum eine Rolle gespielt haben.

Eine andere Frage ist noch zu klären, nämlich die, was die Gestapo eigentlich veranlaßt hat, Karl Kuch so hartnäckig zu verfolgen, womit Karl Kuch übrigens als „Verfolgter des Naziregimes“ – im wörtlichen und im übertragenen Sinne – einzustufen wäre.⁵

Mit Elser selbst hat diese Polizeiaktion einstweilen noch nichts zu tun, und der Leser muß noch um einige Geduld gebeten werden. Dagegen hat sie etwas zu tun mit den Methoden der Gestapo. Nach dem spektakulären Tod Karl Kuchs gingen in der Gegend die wildesten Gerüchte um. Von diesen scheint mir dasjenige am beachtenswertesten zu sein, das behauptete, Kuch habe gestohlene Fabrikpläne im Auto gehabt, die ihm von der Polizei wieder abgejagt werden sollten. Freilich dürfte es Kuch nicht nötig gehabt haben, auf so halsbrecherische Weise sein schon stattliches Vermögen noch weiter zu vermehren. Mir scheint die Vermutung wesentlich näher zu liegen, daß die Gestapo mit Kuch noch eine offene Rechnung zu begleichen hatte wegen seiner politischen Lasterreden in Königsbronn, auf die später noch zurückzukommen ist. Und diese Abrechnung sollte stattfinden, bevor Kuch auf Nimmerwiedersehen die Schweizer Grenze passierte. Eine Strafverfolgung dieser Lasterreden wäre aber in das politische Ressort gefallen und hätte allenfalls eine Ausweisung als persona non grata zur Folge gehabt, womit Kuch aber nur dorthin gelangt wäre, wohin er ohnehin hatte hinkommen wollen, nämlich in die Schweiz. Industriespionage dagegen wäre ein kriminelles Delikt gewesen, für das Kuch auch als Ausländer legitimerweise zur Rechenschaft gezogen werden konnte.

IV.

Kehren wir nun zurück zu der Abschiedsparty, die das Ehepaar Kuch so plötzlich verlassen hat. Die beabsichtigte Reise Kuchs in die Schweiz hatte eine Vorgeschichte, die sich 30 Jahre zuvor zugetragen hatte. Damals stand Karl Kuch im 20. Lebensjahr; er ist am 16. Dezember 1889 geboren. Er hatte vielleicht in Heidenheim eine höhere Schule besucht, eventuell bis zum sogenannten Einjährigen. Dann hatte er auf jeden Fall eine Klavierbauer-Ausbildung gemacht, vermutlich in Stuttgart, wo er von 1904 bis 1909 polizeilich gemeldet war. Danach stand die Ableistung des Wehrdienstes ins Haus. Aber Kuch hatte offensichtlich keine große Lust, Soldat zu werden, und so beschloß er, diesem Schicksal dadurch zu enteilen, daß er sich 1909 in die Schweiz absetzte, womit er nicht nur den Wehrdienst, sondern dann auch noch Kriegsdienst und Inflation in Deutschland umschiffte. Schließlich konnte er sogar einen Schweizer Reisepaß in Empfang nehmen. Dafür aber mußte er dann doch von Juni 1915 bis März 1916 den etwas gemäßigteren – schweizerischen „Kriegsdienst“ ableisten und 1919 zum Landsturm einrücken. Über den folgenden Zeitabschnitt von mehr als einem Dutzend von Jahren konnte ich genauere Daten nicht ermitteln, aber am Gesamtbild ist nicht zu zweifeln. Vor allem ist überliefert, daß sich die alten Königsbronner Freunde später noch gut an Karl Kuch erinnerten und sich um ihn scharten, wenn er in Königsbronn auftauchte, bald für kürzere, bald für längere Zeit.

Dann erscholl allenthalben der Ruf „Deutschland erwache“, wozu der bekannte Wiener Sprachkritiker Karl Kraus bissig vermerkt hat, daß es heißen müsse: „Deutschland – Komma – erwache – Ausrufezeichen“, während die Fassung „Deutschland erwache“ mehr als ein frommer Wunsch zu verstehen sei ...

Ob Kuch dieses Erwachen zunächst begrüßt hat, wie auch ein Teil der Schweizer, oder sich gleich davon abgewendet hat, wie ein anderer Teil der Eidgenossen, ist nicht überliefert. Nach einigen Jahren jedenfalls war er „dagegen“ Und daraus machte er auch keinen Hehl, wenn er in Königsbronn im „Rößle“ oder sonstwo einkehrte und ungeniert schlimme Hitlerwitze erzählte, die er aus dem Kanton Zürich mitgebracht hatte.

Die Königsbronner Honoratioren machten zu dieser Art von Unterhaltung wohl nur eine süßsaure Miene, weil zu jener Zeit nicht nur unverhohlenes, sondern auch notdürftig unterdrücktes Lachen in Deutschland gesetzlich verboten war. Zugleich dürften sich die Königsbronner aber nicht schlecht über die bodenlose Frechheit gewundert haben, mit der Kuch sich vor ihnen mit seiner Verachtung der Nazis produzierte, aber noch mehr darüber, daß hiergegen nicht schon längst die Gestapo eingeschritten war, um ihn vor den „empörten“ Königsbronnern in „Schutzhaft“ zu nehmen. Kuch hingegen wird dazu nur geheimnisvoll in sich hineingeschmunzelt haben, nachdem er sich kurz vergewissert hatte, daß sein Schweizer Reisepaß noch in seiner Brusttasche steckte. – Dieses Verhalten Kuchs in Königsbronn wird auch Elser nicht ganz verborgen geblieben sein, auch wenn er keinen direkten Kontakt mit Kuch gehabt hat; doch dafür dürfte schon die „Flüsterpropaganda“ in Königsbronn gesorgt haben.

V.

Karl Kuch war in Königsbronn eine im ganzen Dorf bekannte Persönlichkeit. Auch Elser, der 15 Jahre jünger war als Kuch, hat ihn sicherlich, zumindest vom Hörensagen her, gekannt. Ob er sich aber an den „Herrn aus Zürich“ herangetraut hat, der Königsbronner Tischlergeselle, muß zunächst noch offen bleiben. Wenn man Elsers eigenen Worten, wie sie in dem Berliner Protokoll der Gestapo festgehalten sind, Glauben schenken darf – oder darf man das nicht? – war das Verhältnis Elsers zu Kuch sehr distanziert. Aber vielleicht ist hier, jedenfalls für die späteren Jahre, doch eine gewisse Einschränkung zu machen; denn das Geständnis Elsers klingt im Ton, der – trotz mancher sonstiger sprachlicher Schwerfälligkeiten seitens der Kripoleute – in dem Protokoll recht gut wiedergegeben ist, nicht so ganz überzeugend. Bei genauerem Hinhören bemerkt man an dieser Stelle eine gewisse Unsicherheit Elsers heraus.

Jedenfalls haben sich nach dem Krieg einige Königsbronner zu Wort gemeldet, die steif und fest behaupteten, daß sie Elser und Kuch mehr als nur einmal im Gespräch miteinander beobachtet haben. Das war vor allem Frl. Liesel Ludwig, später verheiratete Gräßle, die aber bald nach dem Krieg verstorben ist. Weil aber die Diskussion um Elser zu jener Zeit noch kaum in Gang gekommen war, werden die Äußerungen von Liesel Ludwig damals keine besondere Beachtung gefunden haben. – Georg Elsers Bruder Leonhard allerdings bestreitet – quasi als Kronzeuge – jegliche Kontakte zwischen Georg und Karl Kuch ganz entschieden, vor allem solche vertraulichen Charakters, mit der mehr oder weniger einleuchtenden Begründung, daß er seinen Bruder Georg niemals in der elterlichen Wohnung mit Kuch in Gesprächen dieser oder anderer Art angetroffen und beobachtet habe. (Was ist, wenn die Gespräche außerhalb stattgefunden haben?)

Auch ein Gestapobeamter, der mit Ermittlungen in Sachen Elser betraut war, hielt solche Kontakte für „äußerst unwahrscheinlich“, wie das „Institut für Zeitgeschichte“ in München berichtet hat. Allerdings haben weder der Gestapobeamte noch das Münchner Institut ihre Ansicht näher erläutert oder begründet.⁶

Noch nicht erörtert ist, auf welchem Weg der Name „Kuch“ in den Fragenkatalog für das Berliner Verhör

geraten sein mag, wo doch Kuch schon fünf Monate tot war. Kuchs vorlaute Reden in Königsbronn werden den Weg nach Berlin gefunden haben – jene Reden, in denen der „unglaubliche“, im doppelten Sinn, Passus enthalten gewesen sein soll, daß er, Kuch, „ein Attentat gegen Hitler und die ganze Reichsregierung plane und auch ausführen werde“.⁷ Selbst wenn es den Anschein gehabt haben muß, daß diese großsprecherische Ankündigung Kuchs nicht ernst gemeint sein konnte, und vielleicht sogar der Verdacht aufkam, daß Kuch sie unter Alkoholeinwirkung gemacht haben könnte – diese Nachrichtenübermittlung von Königsbronn nach Berlin wurde auf jeden Fall durch das damals in voller Blüte stehende Denunziantentum garantiert. So landete der Name „Kuch“ unvermeidlicher Weise im Berliner Katalog der Vernehmungsfragen als der Name eines im weiteren Umfeld des Attentäters aufgefallenen Königsbronner Nazigegners.

Nachdem sich aber das Berliner Kriminalistenteam vergewissert hatte, daß Elser's Angaben über den tragischen Tod Kuchs zutreffend waren und Karl Kuch schon seit fünf Monaten unter der Erde lag, stellten sie vollen Konsens in der Frage fest, daß Kuch für weitere Ermittlungen im Umfeld Elser's nicht mehr in Betracht kam, und haken den Punkt „Kuch“ ab.

Dieses voreilige Abhaken aber stellte ohne Zweifel den Gipfel des damals aufgegebenen kriminalistischen „Scharfsinns“ dar, wie im folgenden Abschnitt aufgezeigt werden soll.

VI.

Damit kommen wir zum Kernstück der ganzen Problematik um Karl Kuch, nämlich zu der Vermutung, daß der Schulterschuß zwischen Elser und Kuch doch enger war, als es bisher den Anschein gehabt hat.

Zunächst einmal kannten sich Elser und Kuch von Königsbronn her, wo beide aufgewachsen waren und wo sich auch später noch gelegentlich ihre Wege gekreuzt haben dürften. Aber sie trafen sich vermutlich auch noch an einem anderen Ort als nur zwischen diesen beiden biographischen Kilometersteinen, genauer gesagt in der Schweiz, wo Kuch ab Mitte der 20er Jahre die Pianofabrik Hüni in Zürich leitete, in der Elser als Schreinergehilfe auf der „Walz“ vorübergehend Arbeit gefunden haben soll.

Jedenfalls hat mir Herr Georg Vollmer jun. im Herbst 1995 versichert, daß ihm der Innsbrucker Journalist Günter Peis vor einigen Jahren ein Schriftstück gezeigt habe, dem einwandfrei zu entnehmen war, daß Elser Ende der 20er Jahre in der Firma Hüni/Kuch als Tischlergehilfe gearbeitet hat.

Eine Bestätigung von Schweizer Seite konnte ich dafür bisher leider nicht erhalten, da die von mir angeschriebenen Archive keine Unterlagen darüber ausfindig machen konnten.

Was aber hat Elser's Beschäftigung in der Firma Kuch mit Elser's Attentat zu tun? Ganz sicher zunächst noch nichts! Und doch ist dieser Aufenthalt Elser's in der Schweiz ein ganz wichtiges Zwischenglied in der Attentatsgeschichte. Denn dort wurde – wie man annehmen darf aus dem unscheinbaren Wanderburschen Elser ein „Betriebsangehöriger“ der Klavierbaufirma Hüni/Kuch, und die Vermutung liegt auf der Hand, daß diese persönliche Basis, die durch die gemeinsame Herkunft aus Königsbronn noch verstärkt wurde, Karl Kuch Jahre später dazu nutzen konnte, um an Elser heranzutreten und ihm einen streng geheimen Plan anzuvertrauen, für dessen Ausführung er schon länger auf Elser ein Auge geworfen hatte.

Hier habe ich mich freilich einiger Vermutungen bedienen müssen, die aber immerhin dieses für sich haben, daß sie in sich widerspruchsfrei sind – eine Maxime, die doch eine wichtige Rolle spielen sollte. Und diese Vermutungen schweben nicht frei in der Luft, sondern gründen sich auf „facts“ (wie Günter Peis sagen würde), an welchen sie sich festmachen lassen.

Wenn Kuch sich nun gerade an Elser wandte, dann hatte dies wohl auch einen ganz praktischen Grund. Kuch brauchte einen Mann, der handwerkliche Voraussetzungen mitbrachte, die er selbst nicht besaß. Elser hatte auf seiner Wanderschaft zeitweilig in Uhrenfabriken gearbeitet, wo er auch mit Präzisionsuhrwerken schweizerischer Herkunft zu tun gehabt hatte, und „solch ein Diener“ kam für Kuch gerade wie gerufen. Man muß sich die Situation etwa so vorstellen: Kuch wird bei Elser nicht gleich mit der Tür ins Haus gefallen sein, sondern sich behutsam Schritt für Schritt an Elser herangemacht haben. Vielleicht hat er zunächst überhaupt nichts von Attentatsplänen gesagt, sondern nur davon gesprochen, daß er eine Apparatur brauche, die dies und das leisten könne, die also z. B. nach 24 Stunden einen bestimmten Mechanismus auszulösen vermag, dessen Zweck aber noch ganz offen blieb. Als dann Kuch schließlich mit der „Höllmaschine“ herausrückte, kann er den erschrockenen Elser damit beschwichtigt und beruhigt haben, daß Elser mit dem Einsatz dieser Maschine überhaupt nichts zu tun habe; das werde er – Kuch – selbst übernehmen. Auch mit der Nennung des Attentatopfers wird er zugewartet haben, weil er damit bei Elser nur auf Ungläubigkeit gestoßen wäre. Trotzdem kann er ihn auf Geheimhaltung verpflichtet haben. – Elser hatte auf jeden Fall jetzt einen handwerklichen Auftrag, der ganz nach seinem Herzen war, und er machte sich mit großem Eifer an die Arbeit.

Der plötzliche Tod Kuchs traf Elser dann aber bei seiner Arbeit in der Werkstatt wohl wie ein Blitz aus heiterem Himmel: seine ganze bisherige Arbeit war umsonst! Es wird ihm zum Heulen gewesen sein. Und in seinem Kopf wird ihm nur der eine Gedanke herumgegangen sein: „Was mache ich jetzt mit dem Apparat, auf den

ich so viel Mühe an technischen Überlegungen und handwerklichem Können verwandt habe? Was mache ich jetzt?“ – Plötzlich muß es ihm durch den Kopf geschossen sein: „Ich mache weiter! – Ich mache das Attentat!“ Und mit neuem Mut ging er wieder an die Arbeit, jetzt mit dem Gedanken im Kopf, daß er damit ein berühmter Mann werden würde.

VII.

Eine Frage ist bis jetzt noch nicht erörtert worden, die Frage, wann Elser mit den konkreten Vorbereitungen für das Attentat begonnen hat. Im Zusammenhang damit stößt man auf einen eigenartigen Vorgang, der sich im Dezember 1936 zugetragen hat. Elser hatte 1934 und 1935 im Sommer jeweils einige Monate bei Schreinermeister Grupp in Königsbrunn gearbeitet und dann von sich aus gekündigt, weil ihm der Lohn zu niedrig war, wobei er der Ansicht war, daß er bald wieder Arbeit finden werde. Er hat sich, wie er selbst schilderte, mit kleinen Gelegenheitsarbeiten als Schreiner über Wasser gehalten und ist dann erst Ende Dezember 1936 bei der Firma Waldenmaier, Armaturenfabrik in Heidenheim wieder in eine geregelte Arbeit gekommen. An dieser Stelle seiner Vernehmung gewinnt man aber den Eindruck, daß Elser bei der Darstellung der zeitlichen Umstände und der Motive etwas ins Schwimmen geraten ist; denn er war bei Firma Grupp nicht erst im Herbst 1936, sondern bereits am 21. September 1935 ausgeschieden, wie das Institut für Zeitgeschichte nach dem Krieg ermittelt hat, und er hat somit ein ganzes Jahr vergessen oder bewußt übergangen, während doch sonst seine zeitlichen Angaben recht genau waren. Er redete um diese Zeitverhältnisse ziemlich herum, so daß die Vernehmer gar kein klares Bild gewinnen konnten – und vielleicht auch nicht sollten! – Siehe hierzu das Berliner Vernehmungsprotokoll S. 53 und 59. – Irgend etwas stimmte da wohl nicht! Taucht vielleicht hinter dieser Irritation Elsers schon sein früherer Chef Kuch auf, nach dem ihn die drei Herren zu diesem Zeitpunkt der Vernehmung – für Elser überraschend – noch nicht gefragt hatten und auf dessen Person er deren Aufmerksamkeit nicht unbedingt lenken wollte?

Bei der Einstellung war abgesprochen worden, daß Elser für das halbe Jahr eine Tätigkeit als Hilfsarbeiter in der Gußputzerei (nicht in der „Großputzerei“, wie bei Ortner in seiner Elser-„Biographie“ zu lesen ist), eine ausgesprochene Schmutzarbeit also, übernehmen solle. Dann wurde er „ohne eigenes Zutun oder fremde Fürsprache, durch die Betriebsleitung“, wie Elser bei dem Verhör in Berlin, vielleicht etwas zu nachdrücklich, betont hat, in die Versandabteilung versetzt, in der es, wie man annehmen kann, wesentlich sauberer zugeht. Dazu erklärte Elser, daß die Einstellung in die erstgenannte Abteilung seinem eigenen, ausdrücklichen Wunsch entsprochen habe, dieser schmutzigen Arbeit nicht so viel verdienen konnte, daß er für die Alimentenzahlung bezüglich seines Sohnes Manfred hätte in Anspruch genommen werden können, die – wie er selbst sagte – ohnehin schon zu einem hohen, Schuldenberg angewachsen war. Wie diese Angelegenheit aber ein halbes Jahr später, als er in die Versandabteilung kam, reguliert worden ist, wird im Vernehmungsprotokoll nicht erwähnt. Hat er dort vielleicht auf eine Aufbesserung verzichtet, um der Unterhaltszahlung auch weiterhin aus dem Wege gehen zu können ...?

Man könnte sich darüber aufhalten, welch kaltherzige Einstellung der Kindesvater zu seiner wohl nicht bestrittenen Unterhaltspflicht an den Tag gelegt hat. Aber ich möchte die etwas eigenartig anmutende Argumentation doch eher als den Versuch ansehen, Karl Kuchs Person aus der Vermittlung der neuen Arbeitsstelle möglichst herauszuhalten, wobei er auch noch seinen Vorarbeiter Hermann aus Itzelberg vorschob, während es sonst nicht Elsers Art gewesen sein soll, Namen zu nennen und andere in seine Angelegenheiten hineinzuziehen. Ob die Kriminalbeamten ihm die Sache mit den Alimenten abgenommen haben, ist ebenfalls dem Protokoll nicht zu entnehmen. Mich wundert nur, daß das Münchner Institut hier nicht eingehakt und in diesem Punkt die Glaubwürdigkeit der Elserschen Angaben nicht in Frage gestellt hat. Wie dem auch sei, Elser arbeitete sich zielstrebig an den Kasten mit den Schwarzpulver-Preßstücken heran und entnahm immer wieder heimlich ein paar für seine eigenen Zwecke.

VIII.

Wie aber war es Karl Kuch in der Zwischenzeit ergangen? Der soll öfter mit Herrn Fabrikanten Waldenmaier von der Armaturenfabrik im „Röble“ in Königsbrunn zusammengesessen sein und Gespräche mit ihm geführt haben, deren vertraulicher Charakter schon an ihren Gesten und Mienen abzulesen war. Dabei wird auch die Pulverblättchen-Sache eingefädelt worden sein. Elser aber gewann allmählich – vielleicht unter Kuchs Assistenz – die Einsicht, daß Schwarzpulver allein für seinen Plan nicht ausreichend sei, und kündigte deshalb nach über zweijähriger Betriebszugehörigkeit seinen Arbeitsplatz bei Waldenmaier, obwohl er genau wußte, daß „die deutschen Arbeiter ihren Arbeitsplatz nicht mehr so wechseln (konnten), wie sie woll(t)en“.⁸

Bei der Suche nach dem neuen Arbeitsplatz war wohl Kuch behilflich. Er entsann sich wahrscheinlich seiner Geschäftsverbindung und seiner persönlichen Beziehungen über seine Frau Berta zu dem Steinbruchbesitzer

Georg Vollmer sen. in Königsbronn, von dem er wußte, daß seine Buchführung über den Dynamitverbrauch und die Lagerung des Sprengstoffs selbst etwas im argen lagen, was Kuchs Plänen nichts schaden konnte, und es gelang Kuch, im Vollmerschen Steinbruchbetrieb Elser wieder zu Brot und Arbeit zu bringen. Vollmer allerdings mußte seine Vertrauensseligkeit gegenüber Kuch und Elser später mit über einem Jahr Gefängnis büßen.

Wenn der Verfasser auch nicht alle Vorgänge, die er vorstehend beschrieben hat, exakt mit den Methoden des Instituts für Zeitgeschichte belegen kann, so wird es dem Leser doch nicht schwer fallen, hinter den Kulissen des Geschehens die lenkende Hand eines Regieassistenten des „Zufalls“* zu vermuten, dessen Siegelring-Monogramm „K.K.“ seine Identität unschwer erraten läßt. Und rückblickend wird es dem Leser immer gewisser werden, daß dieser geheimnisvolle Regieassistent seine Tätigkeit bereits bei Elser's Eintritt in die Armaturenfabrik im Dezember 1936 ausgeübt haben dürfte.

IX.

In die Darstellung des verwickelten Geschehens ist noch ein weiteres Glied einzuflechten: In der Literatur spukt immer wieder das Gespenst herum, die Partei, die SS, die Gestapo, oder welche Parteiorganisation auch immer, sei in die Urheberschaft des Attentats verwickelt gewesen. Dafür konnte aber bis jetzt nicht der geringste handfeste Beleg beigebracht werden. Mit Vermutungen allein läßt sich keine Geschichte schreiben. Aber einer Überlegung ist der folgende Gedanke doch wert: ob nicht in der Reichshauptstadt in einer der in Betracht kommenden Parteistellen ein heller Kopf gesessen ist, über dessen Schreibtisch die Meldungen von Kuchs Attentatsankündigungen gelaufen sind und der vielleicht die Gunst der Stunde ergriffen hat, die darin lag, daß ein mißglückter Anschlag das bereits ziemlich angekratzte Image des „Führers“ wieder auf Hochglanz bringen könnte, und daß er sich behutsam in die Attentatsvorbereitungen eingeschlichen hat, damit Elser bei seinem stundenlangen nächtlichen Arbeiten im Bürgerbräukeller nicht gestört und daß auch sonst die Weiche des Schicksals richtig gestellt würde, damit die Bombe nicht im falschen Augenblick hochging ... Niemand weiß es, und selbst der „Führer“ wußte es wohl nicht und konnte deshalb der Vorsehung ehrlich und aus tiefstem Herzen danken. Und ob Elser von einem solchen heimlichen Flankenschutz gewußt hat, ist nicht zu entscheiden. Doch zu weit ginge es sicherlich, wenn ich auch noch die im Bürgerbräukeller einquartierte Luftschutzwache⁹ der Mithilfe verdächtigen wollte.

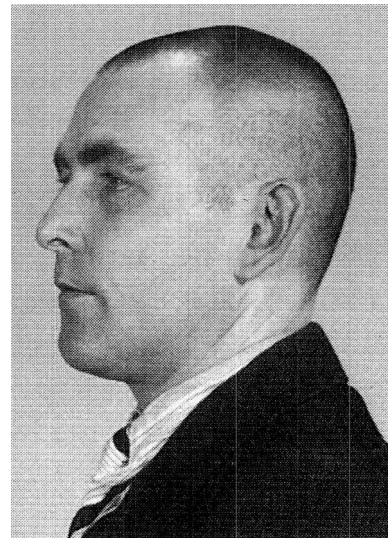
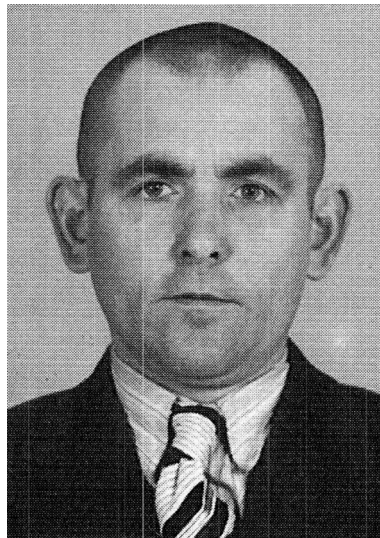
X.

Ein Letztes schließlich darf nicht übersehen werden: Alle, die Elser von früher her gekannt haben, in erster Linie seine Angehörigen, seine Mutter und seine Geschwister, bekundeten und bezeugten immer wieder, in ungezählten Interviews und Befragungen, daß er sich an Politik in keiner Weise jemals interessiert gezeigt habe. Georg habe nur seinen Beruf als „Kunsttischler“ und seinen Zitherclub gekannt, habe keine Tageszeitung gelesen, bloß sein Schreiner-Fachblatt, und habe sich an keinen politischen Diskussionen beteiligt, auch nicht daheim im Familienkreis, und habe auch kaum Radio gehört, allenfalls ausländische (!) Sender¹⁰ – was aber im „Sachverzeichnis“ zu dem Protokoll unter „Radio“ o. ä. nicht zu finden ist! Seine Mutter und seine drei Schwestern haben dann nach dem Attentat auch nur entsetzt den Kopf geschüttelt, wie Georg bloß auf den Gedanken mit dem Attentat gekommen sei, was in den erhalten gebliebenen Protokollen über die Vernehmung der Angehörigen sehr eindrucksvoll festgehalten ist. Es geht also ein unübersehbarer Bruch durch seine Lebenslinie, der allerdings auch schon anderen nicht verborgen geblieben ist.

Bemerkenswert ist jedoch Elser's Ehrgeiz, mit dem er, bereits in der Schule, das „Schönschreiben“ betrieben hat, das gar nicht in der Natur seiner Handschrift lag – siehe seine Unterschrift, die in der Ausstellung „Schwäbische Tüftler“ in Stuttgart im Herbst 1995 zu sehen war – ein Ehrgeiz, mit dem er später Intarsienarbeiten von höchster Vollkommenheit hervorgebracht hat, die erhalten und zum Teil ebenfalls in Stuttgart gezeigt worden sind. Dies war wohl auch der „Daimon“ (im sokratischen Sinne, nicht im Sinne des „Bösen“), der das Konstruieren der „Höllenmaschine“ und das stundenlange nächtliche Knien im Bürgerbräukeller möglich gemacht hat.

Im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern entdeckte ich in den Unterlagen über Otto Strasser einige Fotos von Georg Elser. Sie lagen in einem DIN-A-5-Umschlag und waren weder auf der Vorder- noch auf der Rückseite beschriftet.

Zwei dieser Fotos erbat ich mir von der Archivdirektion



Schon länger bekanntes Foto. Aus dem Schweizerischen Bundesarchiv Bern

Diese Fotos sind in der deutschen Elser-Literatur bisher noch nicht veröffentlicht worden, und als ich sie einem Historiker vom Fach zeigte, reagierte dieser spontan und impulsiv: „... das ist nicht unser Georg Elser!“, eine Reaktion, die aufgrund des ersten Eindrucks durchaus verständlich ist. Als gelernter Historiker müsse er diese Frage nach der Authentizität der Fotos stellen. Er halte es für möglich, daß z. B. der Schweizerische Geheimdienst – aus irgendwelchen politischen Motiven, die mit dem damaligen Verhältnis zwischen der Schweiz und Deutschland zusammenhingen – falsche Elser-Bilder untergeschoben habe. Diese Fotos mit kahlgeschorenem Kopf sind wahrscheinlich in der Berliner Zeit entstanden; denn die Angehörigen haben Elser in diesem Zustand dort zu Gesicht bekommen. Später, als Sondergefangener Hitlers, der ja nach dem Endsieg der Öffentlichkeit präsentiert werden sollte, trug Elser wieder seine gepflegte Frisur.

Der Einwand des Historikers hat mich einen Augenblick lang irritiert. Nach dem ersten Schrecken aber ging ich daran, die Ohrmuscheln Elsers auf diesen Fotos mit früheren Fotos zu vergleichen, und da verflogen mir wieder alle Zweifel. Das ist Johann Georg Elser original, aber doch ein ganz anderer Elser als der, den wir bisher von den Fotos her kannten. Das Charakterbild Georg Elsers muß damit immer widersprüchlicher und rätselhafter werden. Hat doch die Geschichtswissenschaft aus berufenem Munde – wenn auch unbeabsichtigt den Hinweis geliefert, daß es noch einen „anderen“ Georg Elser gegeben haben müsse – was auch der eigentliche Arbeitstitel der hier vorgelegten Studie gewesen ist.

XII.

Über den weiteren Fortgang der Ereignisse ist nur noch wenig zu berichten. Elser fuhr im Sommer 1938 nach München, vielleicht auf Anregung seines Schweizer „Managers“, um die Lage im Bürgerbräukeller zu erkunden. Der „Herr aus Zürich“ wäre dafür sicherlich nicht der richtige Mann gewesen. Für das Grobe war Elser vorgesehen und unentbehrlich, der talentierte Werkbanktäter. Dann aber kam die große Katastrophe in der Attentatsgeschichte, Kuchs plötzlicher Tod, fünf Monate vor dem geplanten Attentat. Da brach die ganze Attentats Logistik auf Elser herein. Doch er schüttelte sie nicht von sich ab, sondern stellte sich ihr, und hier beginnt Georg Elser, über sich hinauszuwachsen zu dem, der er dann geworden ist. Die Attentatsidee ergriff ihn, er wurde von ihr unversehens wie von einer Stichflamme erfaßt. Dafür gibt es einen untadeligen Zeitzeugen, Elsers ehemaligen Schulkameraden, Freund und Nachbarn Eugen Rau aus Königsbronn. Beide trafen sich – wie mir Eugen Rau wenige Wochen vor seinem Tod berichtet hat – Ende August 1939 „zufällig“ im Wald oberhalb von Königsbronn, Richtung Ochsenberg, zur Himbeerzeit, also Ende August. Rau war erstaunt, seinen Freund Georg, den er in München wähnte, wohin er tatsächlich bereits umgezogen war, zu treffen. Aber Rau kam kaum zu Wort. Denn plötzlich brach es aus Elser heraus, ganz unvermittelt: „Eugen, Du wirst noch von mir hören! *Ich tue es!* Ich sprengte den Hitler und die ganze Reichsregierung in die Luft!“, worauf Rau versucht habe, seinen Freund Georg beschwichtigend wieder auf den Boden der Wirklichkeit herunterzuholen, Elser aber sei nicht zu bremsen gewesen.

Bemerkenswert ist noch, daß Elser bei dem Berliner Verhör seine freundschaftliche Verbindung zu Eugen Rau ziemlich heruntergespielt hat – vielleicht deshalb, weil Rau möglicherweise der einzige war, dem gegenüber Elser seine Attentatspläne preisgegeben hatte und den er als Mitwisser nun nicht in Gefahr bringen wollte.¹¹

Was aber Elser in seiner herostratischen Begeisterung im Wald bei Ochsenberg und wahrscheinlich auch schon in den Tagen zuvor aus seinem Blickfeld völlig verloren hatte, war die Gestalt Karl Kuchs, des toten Karl Kuch, des Schreibtischtäters ... Ein Berufungsrausch hatte Besitz von ihm ergriffen und ihm Kräfte verliehen, die keiner in ihm vermutet hätte, sicher auch Elser selbst kurze Zeit zuvor noch nicht, und die ihn zu seiner unvergänglichen geschichtlichen *Leistung* befähigten. Eine *Tat* im eigentlichen Sinne (wie bei Stauffenberg) war es allerdings nicht – worauf auch schon andere hingewiesen haben. Dazu fehlte in seinem Plan – um es etwas pointiert zu sagen – die Stauffenbergsche Aktentasche unter dem Arm mit dem Sprengstoff; vor allem aber fehlte der unmittelbare Einsatz seines Lebens am Abend des 8. November 1939, wie ihn Stauffenberg einkalkuliert hatte. Aber Elsers Leistung wird dadurch nicht geschmälert. Sie wird nur aus den Wolken der Legende auf den Boden der Tatsachen heruntergeholt.

Für die Zeitspanne zwischen Elsers Abreise aus München nach Konstanz in der Frühe des Attentatstags und der Explosion der Bombe gibt es nur ein spärliches Zeugnis über das, was in diesen Stunden geschehen ist. Ulrike Albrecht hat in ihrem Buch „Das Attentat“ eine Haidhausenerin zu Wort kommen lassen, wobei sie sich auf die „Münchner Vorstadtg Geschichten“ von 1982 stützt: Kurz vor Beginn der Führerrede sei der Hausmeister des Bürgerbräukellers in großer Eile zu ihrem Vater, der direkt gegenüber dem Bürgerbräukeller wohnte, gekommen und habe ihn gebeten, schnell mit Farbe und Pinsel „rüberzukommen“ und auf die Türen etwas draufzuschreiben. Als ihr Vater wieder zurück war, habe er erzählt, daß er auf verschiedene Türen „Notausgang“ habe pinseln müssen. Dies war jedoch, wie es dem Verfasser scheinen möchte, kaum als Wegweisung für den „Führer“ gedacht. Kurz danach habe sie die Explosion gehört, das Licht sei ausgegangen und die Fensterscheiben hätten geklirrt.

XIII.

Bemerkenswert ist, daß die genannte Autorin diese „Geschichte“ schon im Inhaltsverzeichnis unter dem Abschnitt „Legenden- und Mythenbildung“ eingeordnet hat und ihr damit gleich einen kräftigen Stoß hinsichtlich der Glaubwürdigkeit versetzt hat. Kein Wunder, daß in der späteren Elser-Literatur diese „Story“ überhaupt nicht mehr auftaucht. Aber derartig unglaublich erscheint mir das Berichtete auch wieder nicht; denn „hängen bleibt doch immer etwas“, wie schon die alten Römer bemerkt haben. So ganz aus den Fingern gesogen haben wird sich die Haidhausenerin die Sache wahrscheinlich nicht. Dann aber würde das Elser-Attentat in ein ziemlich schiefes Licht geraten ... Mitwirken könnte dabei auch noch ein „on dit“, auf das ich im schweizerischen Bundesarchiv in Bern gestoßen bin: In dem bereits zitierten Dossier über Otto Strasser befand sich ein Notizzettel ohne jede nähere Angabe über seine Herkunft und Urheberchaft, nach welchem vor dem Attentat bei einer Versicherungsgesellschaft eine Gebäudebrandversicherung abgeschlossen worden sein soll. Sollte gar auch dieser Zettel aus der Trickkiste des schweizerischen Geheimdienstes stammen?

Das Stadtarchiv München konnte immerhin ermitteln, daß der zerstörte Saalbau des Bürgerbräukellers 1941/42, also mitten im Krieg, im Auftrag des Reichsschatzmeisters der NSDAP (!) wieder aufgebaut worden ist. Das Gebäude war damals beim „Brandversicherungsamt München“ versichert. Die „Bayerische Landesbrandversicherung AG“ teilte mir unter dem 21. November 1995 mit, daß Schätzungsunterlagen nicht mehr vorlägen. Damit wird auch das Datum des abgeschlossenen Versicherungsvertrages nicht mehr zu ermitteln sein, und es wird bei einem „on dit“ bleiben müssen.

XIV.

Aber die tragische Geschichte Georg Elsers ist damit noch lange nicht zu Ende. Sie endete tragisch, nicht allein deshalb, weil Elser wenige Tage vor der Befreiung der Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau ermordet wurde, wobei der Tod aber so unerwartet und heimtückisch kam, dass man hoffen möchte, Elser sei gar nicht mehr dazugekommen, das, was ihm da angetan wurde, in seiner Tragweite bewußt zu erfassen. Weit tragischer dagegen war für ihn – wie mir scheint – das Scheitern der Flucht am Abend des 8. November 1939 gewesen.

Elsers Verhalten in diesen entscheidenden Minuten im Garten des Wesenbergschen Kinderheims in Konstanz wird immer wieder als „fahrlässig“ hingestellt, aber es gibt darüber sehr genaue Unterlagen, die der Phantasie des Chronisten kaum einen Spielraum lassen und die dieses „Unbegreifliche“ stark relativieren.

Bei diesen Unterlagen handelt es sich um ein Protokoll der Kriminaluntersuchungs-Abteilung Hof/Saale vom 21. Oktober 1950 über die nachträgliche Zeugenvernehmung des Hauptakteurs bei der Festnahme Elsers an der Ecke des Wesenbergschen Gartens in Konstanz, des Zollbeamten Xaver Rieger. Dieses Protokoll befindet sich im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte in München.

Nach der Installierung der Bombe in dem Pfeiler des Bürgerbräukellers (es war keine „Säule“) war Elser am Morgen des 8. November, also des Attentats-Tages, mit dem Zug von München über Ulm nach Friedrichshafen gefahren und von dort mit dem Schiff nach Konstanz gelangt, wo er wegen Nebels mit Verspätung gegen 20 Uhr ankam. Die Zeitbombe tickte und war auf 21.20 Uhr eingestellt. Elser wollte noch vor der Explosion auf

schweizerischem Gebiet sein. Den Weg von der Anlegestelle des Schiffes zur Grenze beim Wesenbergschen Anwesen kannte er von früher her, und er mußte sich schon etwas beeilen, um die Grenze rechtzeitig zu erreichen, wie er beim Verhör in Berlin geschildert hat. Offensichtlich aber hat Elser auf dieser letzten Wegstrecke, so greifbar nahe vor dem Ziel, die nötige Vorsicht, die er sonst seit Monaten auf Schritt und Tritt hatte walten lassen, ein wenig außer Acht gelassen – was ja nicht heißt, daß er die *Nerven* verloren hat“, wie in der Literatur zu lesen ist. Elser sagte selbst einige Tage später, daß er sich, als es passiert war, über seinen „Leichtsinn geärgert“ habe.

„Wäre ich doch nicht so daraufzugelaufen, ... hätte ich doch wenigstens genau Umschau gehalten, ehe ich auf die Grenze zuing.“¹² Als Elser noch etwa 25(!) Meter von der Grenze entfernt war, blieb er im nächtlichen Schatten eines Birnbaumes einen Augenblick stehen, wie Xaver Rieger bei seiner Vernehmung 1950 minutiös geschildert hat, und schaute in horchender Haltung nach links und rechts, ohne aber die beiden Zöllner, die 8-10 Meter von ihm entfernt standen, und ihre Aufmerksamkeit wohl mehr der „Führerrede“ als ihrem Grenzkontrollstreifen widmeten, zu bemerken. Aber sie entdeckten trotzdem plötzlich im Dunkeln eine Gestalt, und während der verantwortliche Postenführer Xaver Rieger für einen kurzen Augenblick unschlüssig war, was er tun sollte, drängte der unerfahrene Neuling Zipperer ihn zu sofortigem Handeln.

Schließlich ging Rieger im Schutz der Dunkelheit und der Geräuschkulisse der Führerrede auf den Unbekannten zu und rief ihn aus einer Entfernung von einigen Schritten an: „Hallo, wo wollen Sie hin?“ Elser war völlig überrascht und blieb – wohl ganz verdutzt – stehen.

Es wäre nun ein völlig aussichtsloses Unterfangen gewesen, wenn Elser in diesem Augenblick vor den beiden mit Karabinern bewaffneten Uniformierten in Richtung Grenze weggerannt wäre und versucht hätte, vor deren Augen den etwa 1 1/2 Meter hohen Maschendrahtzaun, der oben mit einem doppelt gezogenen Stacheldraht versehen war, zu überklettern. Elser hielt der Konfrontation stand und hatte geistesgegenwärtig die Ausrede parat, er habe sich bei der Suche nach einem gewissen Feuchtlhuber, der ihm als der Vorstand des Konstanzer Trachtenvereins bekannt sei, verlaufen. Die Zollbeamten jedoch mißtrauten dem gewagten Spiel und entschlossen sich, Elser, der sich zunächst noch verzweifungsvoll mit einer längst abgelaufenen Karte für den kleinen Grenzverkehr aus der Affäre zu ziehen versuchte, unter Beachtung aller ihnen durch ihre Dienstvorschrift auferlegten Vorsichtsvorkehrungen zum nahegelegenen Zollhaus zu bringen. Es waren ein paar hundert Meter in unmittelbarer Grenznähe zurückzulegen, und Elser ging, ohne irgendwelche Schwierigkeiten zu machen, mit ihnen. Das Zollhaus stand mit seinen beiden Längsseiten im rechten Winkel zur Grenze; von der südlichen Stirnseite des Hauses aus, an der sich der Eingang befand, waren es noch 7 (sieben!) Meter zur Grenze. Der Schlagbaum war geöffnet, drüben verfolgten die eidgenössischen Zöllner stummen Blicks die Gruppe der drei Männer. Auf der ersten der beiden Stufen zur Eingangstür des Zollamtsgebäudes verhielt Elser einen kurzen Augenblick und schaute etwas verstohlen zur Schweiz hinüber. Der Aufforderung, in das Zollhaus einzutreten, leistete er erst beim dritten Mal und immer noch etwas widerstrebend Folge. Zu einem Gerangel kam es jedoch nicht. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, begann für Elser der lange Leidensweg.¹³

Es bleibt jetzt noch die Frage, ob es Ungeschick war oder Absicht, daß Elser die aus seiner Brusttasche zum Vorschein gekommene Ansichtskarte vom Bürgerbräukeller und das nachher ebenso verräterische Metallkleinzeug nicht auf dem Weg vom Wesenbergschen Garten hat verschwinden lassen, was in der Dunkelheit wohl keine Schwierigkeit bereitet hätte. An Elsers „Vergeßlichkeit“, die er beim Verhör vorgegeben hat, glaube ich nicht. Diese Gegenstände waren für Elser der „Ausweis“ dafür, daß er der Attentäter war und waren zugleich die „Eintrittskarte“ in die Schweiz. Und dieses „Dokument“ wollte Elser bis zum letzten Augenblick nicht aus der Hand geben, selbst vor der Eingangstür zum Zollhaus nicht, immer noch mit Fluchtgedanken im Hinterkopf. Aber diese „Erkennungsmarke“ braucht gar nicht vorweg abgesprochen gewesen zu sein, etwa damit er sie einem Unbekannten jenseits der Grenze vorweisen könnte; sie sprach auch allein, ohne eine solche Abmachung, für sich. Ebenso war das Rotfrontkämpferbund-Abzeichen natürlich nicht für diesseits, sondern für jenseits der Grenze gedacht, wo Elser dafür wohl eher Sympathie finden konnte.

Vielleicht hatte er seine Häsher unterschätzt und nicht überlegt, daß die unscheinbaren Metallteile von den Ermittlern als Indiz und Corpus delicti erkannt werden könnten. Nachträglich wird sich Elser dafür geohrfeigt haben, daß er sich mit der Ansichtskarte und diesem Blechzeug selbst ans Messer geliefert hatte.

XV.

In dem Vernehmungsprotokoll aus Hof/Saale ist aber auch noch eine Beobachtung dokumentiert, die meines Wissens in der offiziellen Elser-Literatur bisher nicht erwähnt worden ist. Fast gleichzeitig mit dem Eintreffen Elsers beim Wesenbergschen Garten spielte sich auf der anderen Seite der Grenze ein ebenso bemerkenswerter wie rätselhafter Vorgang ab, über den Xaver Rieger 1950 nach erfolgter „Ermahnung zur Wahrheit“ ganz nüchtern und sachlich und absolut glaubhaft folgendes zu Protokoll gegeben hat: Kurz nach 20 Uhr habe er wie auch sein Kollege Zipperer jenseits des Grenzzauns einen korpulenten, mindestens 175 cm großen Mann mit

länglich vollem Gesicht, mit Hut und hellem Mantel erblickt, der direkt am Zaun auf schweizerischem Gebiet auf und ab gegangen sei. Dabei habe der Grenzzaun mehrmals metallisch geklungen, als hätte der Mann mit dem Fuß an den Zaun gestoßen. Rieger griff noch nach seinem Fernglas und reichte es dann auch seinem Kollegen Zipperer, damit sie sich diesen Herrn genauer betrachten konnten. Zipperer habe danach seine eigenen Beobachtungen mit Riegers Beobachtungen ausgetauscht und sie hätten miteinander übereingestimmt. Gegen 20.35 Uhr sei dann auf der deutschen Seite von der Stadt her ein Fremder gekommen und bis zu dem im Garten befindlichen, bereits erwähnten Birnbaum gegangen und mit Blick zur Schweizer Grenze stehengeblieben. Dieser Mann habe dann nach rechts und links geschaut, als ob er sich unsicher fühlte, und irgendetwas in Verbindung mit der Schweizer Grenze vorhatte. Der Mann auf der deutschen Seite sei Elser gewesen, den er dann ja festnahm. Während dieses ganzen Vorgangs erfüllten Hitlers Haßtiraden gegen die englischen „Halifaxe“ aus einem Volksempfänger, der in einem offenen Fenster des Kinderheims für die Zöllner aufgestellt worden war, die Luft. Über den Mann auf der anderen Seite steht nichts weiteres mehr in dem Protokoll. Er hat sich vermutlich beim Auftauchen der beiden Grenzwächter auf- und davongemacht, und Elser stand nun allein auf weiter Flur und dachte wohl empört bei sich: Ja, so war das Rendezvous doch nicht abgesprochen worden! Rieger will später von zwei ihm bekannten Konstanzer Gestapobeamtinnen erfahren haben, daß es sich bei dem jenseits der Grenze um Otto Strasser gehandelt habe; ob es aber stimme, wisse er nicht, wie er einschränkend hinzufügte. Mir erschien das Wissen der beiden Gestapo-Leute von vorneherein als fast zu schön, um wahr zu sein. Ich las dann bei Klaus Urner („Der Schweizer Hitler-Attentäter“), daß Otto Strasser sich die Hitlerrede bei seiner Frau in Wetzwil (Kanton Zürich) angehört hat. Sonst aber sehe ich keinen Grund dafür, die Wahrheit der Riegerschen Angaben in Zweifel zu ziehen. Auffallend ist allerdings, daß Ortner, der in seiner Elser- „Biographie“ sonst seiner Phantasie keine Zügel an legt, diese Episode überhaupt nicht erwähnt hat, obwohl ich nur bei ihm¹⁴ den Hinweis auf das amtliche Protokoll von 1950 gefunden habe.

Diese Vorgänge stehen in dem Protokoll etwas im Schatten einer geradezu parapsychologisch anmutenden Begebenheit, die sozusagen das Vorspiel zum Bericht Riegers über die Festnahme Elsers abgibt. Rieger will etwa 6 Wochen vor dem Attentat ein „Traumbild“ gehabt haben, wo nach er in der Nacht vom 8. auf den 9. November (ein Datum, das ihm wohl durch die alljährliche Kundgebung im Bürgerbräukeller präsent war) beim Nachtdienst „einen Mann erwischt (habe), der etwas vor hatte“. Er habe diesen Traum seiner Frau erzählt, und er habe sich dann am 8. November dazu gedrängt, in der Nacht Postendienst zu machen, weil der Nachtdienst an der Grenze sonst immer so eintönig gewesen sei. Man kann über diese Geschichte denken wie man will, vor allem, daß sie nicht gerade dazu angetan wäre, dem anschließenden Bericht Riegers über den Unbekannten jenseits des Maschendrahtes besondere Glaubwürdigkeits-Bonität zu verleihen. Aber schließlich haben diese beiden Vorkommnisse ja überhaupt nichts miteinander zu tun, sondern sind in dem kriminalpolizeilichen Protokoll wohl nur zufällig aufeinandergefolgt, wie das bei solchen Vernehmungen manchmal passiert.

Wenn nicht sein Kollege Zipperer die gleiche Wahrnehmung gemacht hätte wie Xaver Rieger, dann könnte man wirklich daran denken, daß Riegers Phantasie durch sein Traumbild und seinen „Frust“ an der Grenze so in Wallung geraten sei, daß er einer Sinnestäuschung erlegen ist. Aber vielleicht handelte es sich nur um eine Zufallsbegegnung, wie sie das Leben eben manchmal bereitet. Diese Frage muß unbeantwortet bleiben, auch wenn sie mir nicht ganz unwichtig erscheint. Der Fall Elser ist also immer noch nicht ganz gelöst ...

- 1) Hitlers Inanspruchnahme der „Vorsehung“ darf aber nicht als bloße Redensart verstanden werden, sondern war von Hitler ernster gemeint, als Freund wie Feind des Nazismus dies damals verstanden haben. Zu diesem Problem sei auch auf das Buch von Wolfgang Treher „Hitler - Steiner - Schreiber“ verwiesen.
- 2) Die Niederschrift ist im Bundesarchiv Außenstelle Berlin-Zehlendorf archiviert.
- 3) Siehe Protokoll Seite 191.
- 4) Seine dortige Adresse lautete damals: Zürich, Scheuchzer Straße 40. Dies ist insofern von Interesse, als Kuch 1939 vier Häuser von Otto Strasser entfernt gewohnt haben soll.
- 5) Ich meine allen Ernstes, daß man bei der Errichtung der geplanten „Georg-Elser-Erinnerungsstätte“ in Königsbronn den Namen Karl Kuch nicht vergessen darf.
- 6) Bezüglich des Gestapobeamten hilft wohl das Morgenstern-Zitat weiter: „Weil nicht sein kann, was nicht sein darf.“
- 7) Von Familie Vollmer, Königsbronn, überliefert.
- 8) Was Elser als Mitgrund für seinen „Entschluß“ zum Attentat angegeben hat; siehe Protokoll S. 86 und 92.
- 9) Siehe Protokoll S. 153 f.
- 10) Wie Elser selbst eingeräumt hat, siehe Protokoll S. 88 und 90.
- 11) Siehe hierzu die Darstellung im Protokoll S. 144.
- 12) Siehe Protokoll S. 197.
- 13) Alle diese Einzelheiten sind nicht das Produkt der Phantasie des Verfassers, sondern sind dem Hofer Protokoll von 1950 entnommen.
- 14) Auf S. 235.